

Ove Sutter/Valeska Flor (Hrsg.)

Ästhetisierung der Arbeit. Empirische Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus. Münster/New York: Waxmann 2017, 314 S., Schwarzweißabb. (Bonner Beiträge zur Alltagskulturforschung, 11). ISBN 978-3-8309-3671-8.

„Ästhetisierung“ als Alltagsphänomen ist allgegenwärtig und daher nicht ohne Grund als *umbrella term* auch in kulturwissenschaftlichen Diskursen immer öfter anzutreffen, wobei sich ein gewisses terminologisches Feld mit Nachbarbegriffen wie „Kreativität“ oder „Atmosphäre“ auftut. Als kultursoziologisches Konzept hat Ästhetisierung vor allem durch die Arbeiten von Andreas Reckwitz in die Kulturwissenschaften Eingang gefunden, und so beziehen sich fast alle Beiträge im hier zu be-

sprechenden Band „Ästhetisierung der Arbeit“ auf Reckwitz' Ästhetisierungsbegriff. Der Band geht auf eine Tagung der dgv-Kommission Arbeitskulturen in Bonn (2015) zurück, womit das Thema in den empirischen Kulturwissenschaften erstmals explizit im Zusammenhang mit Arbeit behandelt wurde.

Die HerausgeberInnen Ove Sutter und Valeska Flor legen in ihrer gemeinsamen Einleitung mit *Klaus Schönberger* die Anknüpfungspunkte des Bandes dar, wobei sie sich zunächst auf Arbeiten im Fach beziehen, etwa diejenigen von Bernd Jürgen Warneken, der Kreativität kritisch als eines der Leitmotive volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Forschung herausgearbeitet hat. Wichtiger für die AutorInnen ist jedoch Andreas Reckwitz, für den sich die „Idee der Kreativität“ (S. 10) ab den 1960er und 1970er Jahren in den westlichen bürgerlichen Gesellschaften immer weiter ausbreitete, als Dispositiv hegemonial wurde und einen gesellschaftlichen Strukturwandel auslöste, den er als Ästhetisierung bezeichnet. Der Band macht vier ethnografische Forschungsdimensionen auf, in denen die „Ästhetisierung von Arbeitsräumen“, „Praktiken ästhetisierter Arbeit“, „Künstlerische Verhandlungen ästhetisierter Arbeit“ sowie „Ästhetisierende Repräsentationen von Arbeit“ untersucht werden. Zwei weitere Abschnitte bündeln Aufsätze zur „Ästhetisierung der Arbeit im Museum“ und „Reflexionen“.

Die ersten beiden Aufsätze von *David Adler* und *Alexandra Bernhardt* behandeln die „Entstehung einer Lounge“ in einem PR-Unternehmen und „Coworking Spaces als ästhetisierte Arbeitsräume“. Die ethnografischen Beiträge stellen die Mikroprozesse bzw. Verhandlungen in Unternehmen ins Zentrum, die in Firmen stattfinden, um „moderne“ Arbeitsumgebungen zu definieren und bestimmte Werte (eben Kreativität, Kommunikation) räumlich-ästhetisch zu fördern. Bei aller ästhetisierenden räumlichen Materialisierung wird aber auch deutlich, dass die Mitarbeitenden bzw. NutzerInnen auch weiterhin „klassische“ Arbeitsplätze schätzen, die sie als ruhige Rückzugsplätze nutzen oder gar personalisieren.

Mit einem „Klassiker“ beginnt auch das Praxis-Kapitel – *Nathalie Knöhr* stellt das „Pitchen“ als Selbstvermarktungspraxis von SerienautorInnen vor. Bei den mündlichen Präsentationen von Projektideen (eine Praxis, die auch im Wissenschaftsbetrieb wohlbekannt ist) ist eine Professionalisierung zu beobachten, die nicht nur die kreative Idee, sondern vor allem die Selbstinszenierung ins Zentrum der Akquisearbeit rückt. Knöhr legt ihren Forschungsschwerpunkt auf die emotionale Arbeit, die in diesen Wettbewerbssettings geleistet wird, und schlägt vor, diese Perspektive zusätzlich zur Ästhetisierung ebenfalls zu untersuchen. Ein Berufsfeld, in dem man kreative Arbeit vielleicht nicht sofort vermuten würde, ist das Lehren an Schulen, welches *Lina Franken* in ihrem Beitrag untersucht. Sie arbeitet insbesondere heraus, wie (mit Helge Gerndt) Unterrichtsvorbereitung als Kulturvermittlung zu sehen ist, bei der nicht nur vorgegebene Ordnungen (zum Beispiel Lehrpläne) genutzt werden, sondern Lehrende auch entsprechend ihres persönlichen Habitus eigene Wissens-

und Erfahrungsbestände sowie Wertvorstellungen über Gesellschaft einfließen lassen (S. 91). Noch expliziter erscheint die alltägliche Nutzung von kulturellem Kapital im Beitrag von *Irene Götz* zu ihrem DFG-Projekt „Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter“. Das Projekt hat im vergangenen Jahr ein enormes mediales Echo erhalten, weil hier Biografien von Frauen vorgestellt werden, die das statistisch bekannte Problem der Altersarmut, die sich ja gesellschaftlich gerade dramatisch zu entfalten beginnt, in ethnografisch dichte und auch ergreifende Beispiele übersetzen. Gerade Frauen sind im Alter besonders vulnerabel, da sie im fordistischen Arbeitsregime oft brüchige Erwerbsarbeitsbiografien haben und daher über geringe Einkommen verfügen, wodurch häufig sozialer Abstieg droht und das „Mithalten können“ (S. 117) schwierig wird.

Während man sich bis hier noch im thematisch-diskursiven Feld der Arbeitskulturforschung befindet, nehmen die Folgekapitel einen Perspektivwechsel vor, der in der Einleitung der HerausgeberInnen bereits angelegt wurde: die Überwindung der Dichotomie von Sozialkritik und Künstlerkritik. Boltanski und Chiapello hatten die „Künstlerkritik“, das heißt den Vorwurf gegen den Kapitalismus, die persönliche Entfaltung und Kreativität zu verhindern, wiederum dafür kritisiert, dass der Kapitalismus, wie die einschlägige Managementliteratur zeige, diese Kritik verinnerliche und von ArbeitnehmerInnen nun eben nicht nur mehr fordistischen Gehorsam, sondern eben auch kreative Problemlösungskompetenzen verlange (S. 14f.). Doch zeigten qualitativ-empirische Forschungen, dass die „Kritik der Künstlerkritik“ im Stadium der reinen Ideologiekritik verharre und etwa für die Lehrlingsproteste oder die feministischen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre blind sei. Erst recht jüngere Proteste wie etwa Gezi-Park oder Euromayday sind also ebenfalls ernst zu nehmen und im Hinblick auf ihr „Potenzial einer Kritik der Arbeit auf der Höhe der Zeit“ (S. 19) zu untersuchen.

Vor diesem komplexen theoretischen Hintergrund, dass künstlerisch-kreative Protestformen und Orientierung an den entsprechenden Freiheitsidealen die heutige angemessene Praxis der Sozialkritik seien, sind die folgenden Beiträge im Kapitel zu künstlerischen Verhandlungen ästhetisierter Arbeit zu lesen. So berichtet *Ildikó Szántó* vom Ausstellungsprojekt „Work to do!“ in Zürich, das soziale Ungleichheiten der modernen Arbeitswelt in den Blick nahm, wobei sie insbesondere die Rolle professioneller KuratorInnen analysiert, die Ausstellungen diskursiv aufladen würden, wodurch das ästhetische Moment der Kunstwerke nicht mehr allein im Zentrum der Kunst stehe. *Jonas Tinius* untersucht ebenfalls die Wanderungen wissenschaftlicher Konzepte in unterschiedlichen Alltagskontexten, wobei er die sogenannte freie Theaterszene und die reflexive Theoriebildung zwischen Wissenschaft, KünstlerInnen und institutionellen Produktionspartnern fokussiert. *Fabian Ziemers* Beitrag bildet den Abschluss des Abschnitts und untersucht die emanzipatorischen Potenziale des Musikproduzierens. Die Beiträge, die jeder für sich interessante Fallstudien präsen-

tieren, lassen den Rezensenten etwas ratlos zurück, da die gesellschaftliche Relevanz leider zweifelhaft bleibt: Haben denn die künstlerischen Akteure, die zweifellos über hohes kulturelles Kapital verfügen, aus ihren gesellschaftlichen Positionen heraus die Möglichkeit, nicht nur „in ein kritisches Verhältnis zu den vorherrschenden Arbeits- und Lebensparadigmen zu treten“ (S. 171), sondern diese Kritik auch in die Gesellschaft zu transportieren? Hierzu bräuchte es weitergehender Rezeptionsstudien, die allerdings vermutlich erst mit einigem historischen Abstand möglich sein werden.

Wieder konkreter werden die nachfolgenden Beiträge, beginnend mit *Lars Winterberg* zur Ästhetisierung des Alternativen Handels, in dem er herausarbeitet, wie auch in diesem gesellschaftspolitisch fortschrittlichen Kontext die „Akteur_innen des Südens als einfach, naturnah, in jedem Falle aber unterlegen“ (S. 187) konstruiert werden – offenbar seien diese Anachronismen ein Erfolgsschlüssel unter den Bedingungen des kognitiven Kapitalismus. Eine ganz famose Lektüre ist *Petra Schmidts* Beitrag zu Mütter-Lifestyleblogs, auch wegen der hochgradig inszenierten Fotos von „Mamablogs“. „Hauptstadtmutti“ & Co sind von einer Freizeitbeschäftigung zu immer professionelleren Lifestyleformaten geworden, die hohe Klickzahlen erreichen und daher Werbetreibende anziehen. Das Beispiel der Bloggerinnen von „Hauptstadtmutti“, die vor der Schwangerschaft ebenfalls in der Kreativbranche arbeiteten, zeigt zudem, dass diese zeitlich und räumlich entgrenzte Arbeit offenbar gerade Frauen entgegenkommt und strukturelle Benachteiligungen im Berufsleben zumindest teilweise ausgleichen kann. Andererseits zeigt sich hier auch, wie sehr der kognitive Kapitalismus in der Lage ist, hobbymäßige Beschäftigungen seiner Logik zu unterwerfen und in lukrative Geschäftsmodelle zu transformieren.

Ein weiteres Kapitel zur Ästhetisierung von Arbeit im Museum mit reich bebilderten Beiträgen von *Lars K. Christensen*, *Bernd Holtwick* und *Jochem Putsch* verweist einmal mehr auf die fruchtbare Zusammenarbeit der Arbeitskulturen-Kommission auch mit den Museen. In diesem Fall wurden aktuelle Projekte aus dem Dänischen Nationalmuseum, der DASA Arbeitswelt Ausstellung und aus Industriemuseen präsentiert, wobei eine zentrale – und offene – Frage bleibt, wie sich die Transformation der Arbeitswelt darstellen lässt und das „Unanschauliche [...] anschaulich“ gemacht werden kann (Putsch, S. 271), wenn haptisch erfahrbare Dinge immer weniger eine Rolle in der Produktion spielen.

Schließlich runden zwei reflexive Beiträge den umfangreichen Band ab. Während *Hannes Krämer* eingehend verschiedene Formen ästhetischer Arbeitspraxis kulturtheoretisch analysiert, fragt *Kaspar Maase* nach dem ästhetischen Erleben von Arbeit. Der Autor hat zum Thema Ästhetik einschlägig publiziert und man kann ihm nur beipflichten, dass im „Kreativitätsdispositiv“ die Wünsche nach „nicht-entfremdeter Selbstentfaltung, individueller Authentizität [...] und [dem] Niederreißen der Grenzen von Arbeit und Genuss [...] auf geradezu diabolische Weise verwoben“

(S. 294) seien. Doch bei aller wachsenden diskursiven Bedeutung der ästhetischen Arbeit – die große Zahl der Arbeitsplätze findet sich abseits der schickeren Angestelltenetagen und ist nicht nach ästhetischen Maßstäben gestaltet. Hier fordert er mehr Aufmerksamkeit für „[h]egemonial nicht anerkannte Modelle von Identität und Lebensführung, gerade jenseits der Mittelschichten“ (S. 304). Dem ist beizupflichten – bei aller Beschäftigung mit den „schönen“ Seiten der Arbeitswelt gibt es weiterhin prekäre und gänzlich unschöne Arbeit und entsprechende Lebensvollzüge, die die Arbeitskulturenforschung weiter untersuchen sollte. Einige von den in der auf höchstem theoretischen Niveau argumentierenden Einleitung vorgestellten emanzipatorisch-sozialen Bewegungen (etwa der 1960er/70er Jahre) vermisst man in den Beiträgen, und in der Summe werden einige Namen etwas oft zitiert, was jedoch in einem Sammelband kaum steuerbar ist. Dies schmälert nicht den wichtigen Verdienst des sorgfältig lektorierten Bandes, die kultursoziologischen Theorien empirisch zu „unterfüttern“ und teilweise auch zu hinterfragen. Apropos Ästhetik: Wer hat für den Einband nur dieses Rosa ausgesucht? Mutig!

Johannes Müske, Freiburg

<https://doi.org/10.31244/zfvk/2020/01.22>